

**Zeitschrift:** Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme  
**Herausgeber:** Schweizerische Vereinigung für Landesplanung  
**Band:** 6 (1949)  
**Heft:** 4  
  
**Artikel:** Erholung in der Stadt  
**Autor:** Arioli, R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-783419>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Plan

Schweizerische Zeitschrift für Landes-, Regional- und Ortsplanung

Revue suisse d'urbanisme



Abb. 1. Bewohner der Stadt Basel erholen sich an den Ufern der Wiese.

R. Arioli

## Erholung in der Stadt

Wenn wir die Beziehungen von städtischen Siedlungen zum landwirtschaftlich genutzten Gebiet und zu der von Menschen sozusagen unbeeinflussten Natur ausser acht lassen, so sind es in bezug auf unser Thema drei Fragen, auf welche der Planende sollte antworten können, nämlich:

1. Warum braucht eine Stadt Grünanlagen?
2. Wieviel Grünflächen braucht eine Stadt?
3. Wie sollen diese Grünflächen beschaffen sein?

Hier der Versuch zu einer Beantwortung:

### *1. Warum braucht eine Stadt Grünflächen?*

Man könnte sich die Antwort leicht machen mit der Gegenfrage: Wie würde eine Stadt ohne Grünanlagen aussehen? Sie wäre für uns nicht denkbar. Und doch genügt diese Antwort nicht.

Man nennt gelegentlich die Grünflächen die Lungen der Stadt und meint damit, dass durch die Kohlensäureassimilation der Blätter die Stadtluft vom schädlichen Ueberschuss dieses Gases befreit werde. In Wirklichkeit ist die Anreicherung der Stadtluft mit Kohlensäure viel grösser als die Assi-

milation derselben im günstigsten Fall sein kann. Es sind die Winde und der Auftrieb, den die Luftmassen in der Stadt durch die stärkere Erwärmung erhalten, welche für den unerlässlichen Abtransport der verbrauchten und den Nachschub der frischen Luft sorgen. Darum ist das Wort von den Grünflächen als den Lungen der Großstadt etwas übertrieben, aber doch nicht ganz unrichtig. In genügend grossen, von waldartigen Gehölzen umschlossenen Parkanlagen findet, ähnlich wie im Walde, nur ein geringer Austausch der inneren Luftmassen mit denjenigen der Umgebung statt. Im Tages- und Jahreslauf sind die Temperaturschwankungen kleiner, der Feuchtigkeitsgehalt gleichmässiger, und unangenehme Abgase aus massierten Wohnquartieren und Industrien werden am Eindringen gehindert. Solche Parkanlagen sind dann sozusagen Frischlufttankstellen inmitten des Großstadtdunstes.

Es wird, vielleicht als wichtigster Grund für die Schaffung von Grünflächen, das Bedürfnis des Städters nach Erholung angeführt. Kann man «Erholung» genau beschreiben, ihr Wesen in einzelne Teile zerlegen, diese etwa statistisch erfassen und dann an Zahlen und Tabellen genau ablesen, was wirklich nötig ist, damit die Leute zu ihrer Erholung kommen? Kaum! Einer erholt sich am Stammtisch bei Tabakqualm und Bier, derweil der andere zu seiner Erholung wöchentlich einmal auf den

Uetliberg steigt. Einer erholt sich bei der Hundedressur, derweil das Bellen dem Nachbarn die Nerven zerreisst, die er sich beim Fischen wieder zusammenknüpft wie die abgerissene Angelschnur. Das Angeln wiederum ist einem andern eine unerträgliche Geduldsprobe und er findet seine Erholung als «passiver Fussballspieler» im Schimpfen, wenn seine Mannschaft das Spiel verloren hat oder umgekehrt.

Erholung hat wahrscheinlich etwas mit Gegensatzpaaren zu tun, z. B. reine Luft — stickige Luft, Lärm — Stille, innere Leere — äussere Betriebsamkeit, Ruhe — Bewegung, befehlen — gehorchen usw., wobei die eine oder die andere Seite die erholungsbringende sein kann. Der Bauer mag die qualmerfüllte Wirtsstube als Erholungsort schätzen, der Chemiarbeiter jedoch seinen Schrebergarten. Der von lärmigen Maschinen Umgebene geht zu seiner Erholung auf die stillen Berge, die Insassen des beschaulichen Altersheims jedoch sitzen mit Vorliebe an verkehrsreiche Strassen und Plätze, wo ihr phantasiearmer Geist Gesprächsstoff erhält. Es gibt Leute, die im Alltagsleben nur zu gehorchen haben, aber zur Erholung einen Hund dressieren, damit sie auch einmal befehlen können. Es gibt Freudlose, denen der Anblick spielender Kinder Freude und Erholung bereitet.

Es ist sehr schwer, in die Vielfalt der Erholungsbedürfnisse und Erholungsmöglichkeiten eine gewisse Ordnung zu bringen, die der Planung als Grundlage dienen könnte. Es ist aber eines mit Sicherheit erkennbar, nämlich die Tatsache, dass ein grosser Teil dieser Erholungsbedürfnisse nur mittels Grünflächen befriedigt werden kann.

Wenn die Erholung im Leben der städtischen Bevölkerung eine so grosse Rolle spielt, wie es den Anschein hat, so muss man daraus schliessen, dass dieses Leben keinen normalen Verlauf hat. Könnte der Mensch seine körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte nach seiner jeweiligen Veranlagung ohne ein Zuviel oder Zuwenig anzuwenden, so hätte er keine Erholung nötig. Er müsste sich beim regelmässigen und ausgeglichenen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten dauernd wohl fühlen. Werden aber einzelne Kräfte und Fähigkeiten im Uebermass oder gar nicht gebraucht, so müssen sie verkümmern und Unbehagen auslösen. Im Leben des Stadtmenschen, vor allem im Erwerbsleben mit seiner extremen Arbeitsteilung, ist die einseitige Beanspruchung nicht zu vermeiden und kaum mehr aus der Welt zu schaffen. Wir brauchen hier alle diese mehr oder weniger bekannten Einseitigkeiten der Arbeit in Bureau und Fabrik nicht einzeln aufzuzählen. Es ist auch klar, dass diese Arbeitsprozesse nur in sehr seltenen Ausnahmefällen im Sinne einer ausgeglichenen Beanspruchung des Arbeitenden geändert werden können, selbst wenn der Wille dazu vorhanden wäre. Der Ausgleich muss ausserhalb des Arbeitsvorganges gesucht werden, und er wird in sehr vielen Fällen in der verschiedenartigsten Benützung von Grünflächen gefunden. Bewertet man das Verkümmern von körperlichen, geistigen und seelischen Kräften des Menschen infolge von dauernder unausgeglichener Beanspruchung als

eine Krankheitserscheinung, was es ja wohl auch ist, so werden die Grünflächen zu Heilungsfaktoren, die für die Erhaltung der Volksgesundheit unentbehrlich sind.

Im Wachstum der Städte liegt etwas beunruhigendes, wenn man die hier sich vollziehenden Menschenansammlungen vergleicht mit der Entwicklung von Ansammlungen anderer Lebewesen des Pflanzen- oder Tierreiches. Ein Beispiel mag den Gedanken veranschaulichen. Wegen ihres raschen Wachstums hat man bis vor etwa 50 Jahren die Rottanne gerne in reinen Beständen angepflanzt. Die zu Boden fallenden Tannennadeln bilden mit den Jahren eine dichte Nadelstreue, welche sich unter gewissen Voraussetzungen der Lage und des Klimas in einen stark sauren Rohhumus verwandelt, in dem nicht nur alle andern wertvollen Gehölze, sondern auch die Tannen selbst nicht mehr zu gedeihen vermögen. Man könnte sagen: der Tannenwald erstickt in seinem eigenen Kot. Man macht mit den meisten sogenannten Monokulturen ähnliche schlechte Erfahrungen und hat gelernt, dass das einzelne Lebewesen nicht in einer grossen Menge seinesgleichen das Optimum an Lebensmöglichkeiten findet, sondern nur als Glied eines grösseren Organismus von zahlreichen verschiedenartigen Lebewesen sich wirklich wohlfühlen kann.

Die Menschenansammlungen in den Städten sind auch so eine Art Monokultur, die sich an die Stelle des bisherigen Lebensgefüges von hunderten, wenn nicht tausenden von Lebewesen setzt und es ziemlich radikal zerstört. Konnte man von den Kleinstädten früherer Jahrhunderte noch sagen, dass sie auch in diesem Sinne mehr oder weniger harmonisch in die Landschaft eingebettet waren, so muss man jetzt feststellen, dass die wachsenden Städte die Landschaft ganz einfach auffressen. Die Pflanzen- und Tierwelt verschwindet unter einem schwarzen Leichentuch von Teerbelägen. Die Menschen-Monokultur erstickt sich vielleicht auch einmal selbst in ihrem eigenen Kot, wenn sie sich weiterhin mit der bisherigen Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit an die Stelle des ursprünglichen Lebensgefüges setzt, statt sich ihm einzuordnen. An Warnzeichen fehlt es nicht. Die Probleme der Frischwasserversorgung und der Abwasserreinigung z. B. sprechen eine deutliche Sprache.

Die Geranien auf dem Fensterbrett oder das Aquarium im Zimmer sind ein dürrtiger Ersatz für das, was die wachsende Stadt fortwährend an Lebendigem vernichtet. Die Bewunderer des technischen Fortschrittes werden dieses Unbehagen ob der Naturvernichtung als Sentimentalität zur Seite schieben und uns vorrechnen, welchen Nutzen wir alle haben, wenn Häuser und Fabriken, Strassen und Kanäle, Flugplätze und Elektrizitätswerke gebaut werden. Nun deutet aber das Verhalten der Stadtbevölkerung an, dass sie von den technischen Wunderdingen allein nicht leben kann und nicht leben will. Auf mannigfache Weise versucht sie immer wieder mit der Natur, mit dem Lebendigen in Berührung zu kommen und zwar ohne dass sie von irgendeiner Seite dazu aufgefordert, von irgendeiner Propaganda dafür bearbeitet würde. Sie be-

nützt die Technik, um der Stadt zu entfliehen, so oft dies möglich ist und versucht, häufig mit unzulänglichen Mitteln und auch zum Aerger der Landwirte, ein Stücklein des verlorenen Paradieses zurückzugewinnen, des Paradieses, welches in der Vorstellung des Menschen nie ein Prachtsgebäude, sondern immer ein Garten war, in dem der Mensch nicht in Harmonie mit Asphalt und Zement, sondern mit allem Lebendigen um ihn herum leben könnte. Mit über 40 000 Motorbooten (die Zahl ist nicht ganz sicher verbürgt) verlassen die Stockholmer übers Wochenende ihre prachtvolle Stadt, um in den Schären am Meer oder in den zahllosen Buchten und Inseln des Mälarsees die Natur aufzusuchen. Zu vielen Tausenden fährt das Volk in Holland, Dänemark und Schweden mit dem Velo über Land, um auf mehr oder weniger vernünftige Art die Natur zu geniessen. In Basel gibt es heute trotz der Hochkonjunktur und ausreichender Lebensmittelversorgung immer noch zirka 7500 Kleingärtner, die auf ihren jeweiligen 200 m<sup>2</sup> den Kontakt mit der Natur suchen, welchen ihnen die Mietwohnung trotz Boiler und Kühlschrank nicht zu bieten vermag. Und es wären ihrer noch mehr, wenn die Distanzen zwischen Wohnung und Kleingarten nicht zu gross wären. Man könnte die Beispiele fast beliebig vermehren. Wenn man das Volksleben auch nur ein wenig beobachtet, so muss man feststellen, dass es ohne die Beziehung zur Natur nicht auskommt. Nun geht es nicht an, dass sich die Städte um dieses Bedürfnis nicht kümmern und die Menge der Wander- und Badefreudigen, der Zeltspörtler und Schnitzeljäger und aller andern, nicht immer sehr angenehmen Natursuchenden einfach in die Landwirtschaftszonen ziehen lässt, wo sie automatisch mit der Landbevölkerung zusammenstossen muss, weil auch dort nur noch als ganz seltene Ausnahme unbenütztes Land solchem Tun zur Verfügung steht. Die wachsenden Städte müssen darum rechtzeitig für ausreichende Grünflächen besorgt sein, und zwar eben rechtzeitig, weil man den fruchtbaren, eine Vegetation tragenden Boden nicht nach Bedarf fabrizieren kann. Er ist nicht bloss ein Haufen mineralischer Substanz, sondern eine von unzähligen Kleinlebewesen erfüllte Welt, deren Arten- und Formenreichtum und Lebensvorgänge von der Wissenschaft erforscht und in zahlreichen Schriften dargestellt wurden. Fruchtbare Boden ist ein Organismus und jeder Eingriff in denselben kann seine guten, häufiger aber seine schlechten Folgen für alles Lebendige haben, das in ihm und über ihm als Teil der Pflanzen- und Tierwelt sein Dasein fristet. Seine Fruchtbarkeit kann z. B. schon zerstört werden, wenn die Erde längere Zeit zu grossen Depothaufen aufgeschüttet liegen bleibt. Es braucht dann mehrere Jahre sorgfältiger Bodenpflege, um nach der Verteilung der Haufen die frühere Fruchtbarkeit wieder herzustellen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Es empfiehlt sich, bei allen Bauarbeiten die sogenannten Humusdepots in flachen Haufen von höchstens 80 bis 100 cm Höhe anzulegen und die Oberfläche sofort irgend einer Bewirtschaftung zu unterziehen, indem man sie z. B. mit einem Klee-Grasgemisch als Futterwiese ansät oder mit Kartoffeln anpflanzen lässt usw. So kann die Fruchtbarkeit des Bodens erhalten und die Versamung von Unkraut vermieden werden.

Wenn eine Stadt als Organismus gesund bleiben soll, so kann sie nicht auf Grünflächen verzichten.

## II. Wieviel Grünflächen braucht eine Stadt?

Im Handwörterbuch des Wohnungswesens (G. Fischer, Jena, 1930) wird unter dem Abschnitt «Freiflächen» gesagt, dass diese «sowohl künstlich geschaffene Grünanlagen, wie auch landwirtschaftlich oder forstwirtschaftlich genutzte Flächen sein können. Zu ersteren gehören alle Arten Spiel- und Sportplätze, Grünplätze, Grünstreifen, Volks- und Kleingärten, Parkanlagen einschliesslich aller Erholungs- und Volksparks, Friedhöfe, schliesslich grössere Stadtwaldanlagen, Stadtauen und dergleichen.» Und weiter heisst es dort: «Der Bedarf an Freiflächen ist bei mehr oder minder starker Anhäufung von Wohnungen ausserordentlich verschieden. Nach dem statistischen Jahrbuch deutscher Städte 1927 entfielen auf den Kopf der Bevölkerung z. B. in Hamburg 7,44 m<sup>2</sup>, in Oberhausen 16,51 m<sup>2</sup> in Frankfurt a. M. 77,28 m<sup>2</sup>, in Wiesbaden 187,76 m<sup>2</sup>, in Darmstadt 346,97 m<sup>2</sup>.» Das Verhältnis der Freiflächen zur Gesamtfläche des Stadtgebietes betrug für dieselben Orte: Hamburg 6,03 %, Oberhausen 7,54 %, Frankfurt 27,04 %, Wiesbaden 34,83 % und Darmstadt 54,06 %. «Als erstrebenswerte Mittelzahl für den endgültigen Ausbauzustand können nach den bisherigen Erfahrungen 25 % angegeben werden, d. h. nach endgültigem Ausbauzustand einer Stadt sollten 25 % Freiflächen vorhanden sein, während die Summe der Wohn-, Industrie- und Verkehrsflächen höchstens 75 % ausmachen darf.» — An Spiel- und Sportflächen wird pro Kopf der Bevölkerung für die schulpflichtige Jugend 0,5 m<sup>2</sup> und für die Schulentlassenen 2,5 m<sup>2</sup> angegeben, zusammen also 3 m<sup>2</sup>, wozu dann noch für Grünanlagen einschliesslich Kleinkinderspielplätze in Flachbaugebieten mit Eigengärten 1 m<sup>2</sup> und in Gebieten mehrgeschossiger Bauweise ohne Eigengärten 4 m<sup>2</sup> hinzugerechnet werden sollten. Das gäbe also ein Minimum von 4 und ein Maximum von 7 m<sup>2</sup> Grünfläche pro Kopf der Bevölkerung.

Dr. M. Wagner, Berlin, berechnet (nach Arch. Lodewig im «Werk» Nr. 4, 1949):

	m <sup>2</sup>	Distanz vom Wohnort in Min.
Kinderspielplätze inklusive solche für Kleinkinder . . . . .	2,4	10
Sportplätze . . . . .	1,6	30
Promenaden . . . . .	0,2	
Parkanlagen . . . . .	2,0	20
Stadtwaldungen . . . . .	13,0	30
Zusammen	19,2	

pro Kopf der Bevölkerung.

Da hätten wir also eine Spanne von 4 bis 19 m<sup>2</sup>, woraus das Problematische solcher Zahlen hervorgeht. Ausserdem sind wahrscheinlich auch alle Erhebungen und Vergleiche von Ort zu Ort ungenau. Was ist noch ein Spielplatz und was schon ein Sportplatz? Wann wird der Spiel- oder Sportplatz zum Park oder umgekehrt? Ist der Margaretenpark in Basel mit seiner Spielwiese, den Weich-

böden und Tennisanlagen nun ein Sportplatz oder ist er ein Park, weil diese Sportgelegenheiten in einem reichen Gehölzbestand eingebettet sind? Solche Abgrenzungen sind in der Praxis kaum genau festzulegen. Man wird ja mit Vorteil die Merkmale beider Typen, des reinen Sportplatzes und des Parkes miteinander verbinden, wie wir später noch sehen werden. Deshalb sind die angeführten und ähnliche Zahlendetails immer eine sehr theoretische Angelegenheit, und ihr Wert liegt vielleicht am ehesten darin, knorzige Behörden davon zu überzeugen, dass ihre Gemeinden noch lange nicht genug Grünflächen erstellt oder für die Zukunft freigehalten haben.

Im Grunde genommen sind doch alle diese Zahlen zu klein, gemessen am ungeheuren «Grünverschleiss», den eine Stadtbevölkerung fortwährend bewerkstelligt. Wenn man nicht mit Verboten und Reglementen für die verständige Benützung der Grünflächen hinter den Leuten, vom Kleinkind bis zum Mummelgreis, her ist wie der Teufel hinter einer armen Seele, so wären unsere Spielplätze nur noch Dreckpfützen und unsere Grünstreifen hoffnungslos zusammengetreten, die Blütensträucher zerrissen (wenn der Flieder blüht, geht es alljährlich wie eine Krankheit durch das Volk) und die Blumenpflanzungen abgepflückt. Das Verständnis für Grünanlagen sitzt bei zu vielen Menschen noch zu sehr in den Gliedern statt im Kopf, was sich beinahe allenthalben in den Städten feststellen lässt.

Je weniger Grünflächen vorhanden sind, desto sorgfältiger müsste man mit ihnen umgehen. Das setzt eine Kenntnis des Pflanzenlebens voraus, die bei der Masse der Stadtbewohner nicht vorhanden ist und sein kann und darum durch allerlei Gesetze, Verordnungen und Strafordrohungen ersetzt werden muss. Die Polizei möchte aber kein Bölimaa, sondern ein Freund des Volkes sein und übt deshalb bei diesen kleinen Vergehen das Augenzudrücken. So gibt es nur einen Ausweg aus dem Dilemma: Mehr und immer noch mehr Grünflächen, mehr als alle statistischen Durchschnittswerte angeben. Es gibt nur eine obere Begrenzung dafür und das ist die wirtschaftliche Tragbarkeit. Sie wird, wenn man den Rechnern nur einigermaßen Gehör schenkt, immer kleiner sein, als der wirkliche Bedarf an Grünflächen, gemessen am Verschleiss derselben, ist.

### *III. Wie sollen die städtischen Grünflächen beschaffen sein?*

Nehmen wir noch einige Bemerkungen zur Verteilung der Grünflächen im Stadtgebiet voraus:

Man hat in den zwanziger Jahren viel auf die Grünringe gehalten und so z. B. in Köln zum älteren inneren Ring noch einen äusseren Grüngürtel angelegt, in welchen die ehemaligen Festungsanlagen miteinbezogen wurden. Er war stellenweise bis 1,5 Kilometer breit und über 16 km lang. Später kam man von diesem Schema ab und hat dafür die

radiale Anordnung der Grünflächen empfohlen, weil diese eine bessere Auflockerung der Städte ergibt und sie weniger vom Verkehr durchschnitten werden. Solche Schemata mögen recht sein für Gebiete, die wenig oder keine landschaftlichen Akzente aufweisen. Für schweizerische Verhältnisse ist zweifellos die Erhaltung schon vorhandener landschaftlicher Besonderheiten und ihre Eingliederung in die künftigen Grünflächen das Entscheidende. Bewaldete Hügelkuppen und Steilhänge, Aussichtspunkte, See- und Flussufer usw. sind im Grünflächenplan aufzunehmen, Wasserläufe in spätere Parkanlagen einzubetten und nicht, wie das z. B. im Leimental vor Basel geschieht, zu kanalisieren.

Lange voraus müssten sich die Gemeinden solche Grünzonen zielbewusst zusammenkaufen, solange die Grundstücke noch zu erschwinglichen Preisen zu haben wären. Das ist der einfachste und billigste Weg zur Sicherung und Erhaltung von Grünflächen. Man darf sich nicht durch das gedankenlose Schlagwort vom Bodenkommunismus irritieren lassen. Die Stadt Stockholm hat z. B. im Stadtteil südlich des Mälarsees zirka 90 % des gesamten Bodens schon seit mehr als 50 Jahren im Eigentum und den Baugrund davon sozusagen ausschliesslich an die Interessenten im Baurecht verpachtet. Regierungsrat Speiser, der in den neunziger Jahren die heutige Wasserschutzzone zwischen Basel und Riehen für die Stadt zusammenkaufte, war alles andere als ein Kommunist und wir sind ihm heute für seinen Weitblick dankbar. Winterthur erhielt den zirka 1000 ha haltenden Eschenbergwald von Rudolf von Habsburg und hat diesen öffentlichen Grundbesitz durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag mit Stolz gehegt und gepflegt. Man muss durchaus nicht Kommunist sein, um an sorgfältig bewirtschaftetem öffentlichem Grundeigentum Freude zu haben. Es ist aber im Gegenteil gar nicht eidgenössisch, wenn das Streben nach Grundstücksgewinnen mit einem vaterländischen Mäntelchen von bürgerlichen Rechten und Freiheiten verhüllt wird.

Stehen einer wachsenden Stadt grosse, vorerst land- oder forstwirtschaftlich genutzte Freiflächen zur Verfügung, so kann sie darin nach und nach diejenigen speziellen Anlagen placieren, die den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung entsprechen und von ihr auch gewünscht werden. Dabei ist es weniger wichtig, ob nun 2 m<sup>2</sup> Park- und 3 m<sup>2</sup> Spielflächen oder umgekehrt pro Kopf der Einwohner da seien. Wenn nur das da ist, was sie wirklich brauchen und nicht das, was irgend ein Quartiervereinspräsidentenhirn als Idealgrünanlage ausgeheckt hat. Es werden oft Wünsche laut, welche mit dem wirklichen Verhalten der Leute nicht übereinstimmen. Man darf die Grünflächen nicht nur für die Augen herstellen. Man muss sie in erster Linie für den tatsächlichen Gebrauch einrichten.

Aus der menschlichen Natur heraus lassen sich etwa folgende Bedürfnisgruppen zusammenstellen:



Abb. 2 und 3. Wenn man der Jugend keine Spielgelegenheiten bietet, nimmt sie vorlieb mit dem, was sie in den öffentlichen Anlagen vorfindet.

#### A. Körperliche Bedürfnisse:

1. Ernährung im Sinne einer Beihilfe, weil eine ausreichende Produktion im Stadtgebiet ohnehin ganz unmöglich ist.  
Diesem Zweck dienen die Kleingärten oder Pünten.
2. Bewegung durch alle Arten von Spiel und Sport, Spaziergängen und Gartenarbeit.  
Diesem Zweck dienen alle Arten von Spiel- und Sportplätzen, Badeanlagen, Promenaden, stadtnahe Waldungen und Kleingärten.
3. Ruhe.  
Diesem Zweck dienen alle Sitz- und Liegegelegenheiten in den dafür geeigneten Grünflächen, besonders in lärmfreien, grossen Parkanlagen und stadtnahen Waldungen.

#### B. Geistige Bedürfnisse:

1. Pflege des Schönen.  
Ihr dienen alle Arten von ausschliesslichen Schmuckpflanzungen, ausserdem aber auch die formale Gestaltung der Grünanlagen überhaupt.
2. Naturbeobachtung zur Anregung und Belehrung.  
Ihr dienen im engeren Sinn die Schulgärten und botanischen Gärten, im weiteren Sinn alle grösseren Grünflächen, in welchen die Pflanzen und freilebenden Tiere in reicherem Masse Lebensmöglichkeiten vorfinden.

#### C. Seelische Bedürfnisse:

Z. B. das Verlangen nach Einsamkeit oder Geselligkeit oder das mehr oder weniger unbewusste Aufnehmen von Naturstimmungen und Milieueinwirkungen usw., dem in irgend einer Weise alle Grünflächen dienen.



Abb. 4. Basel, Margarethenpark. Fussweg mit Bahn zum «Böckligumpen.»

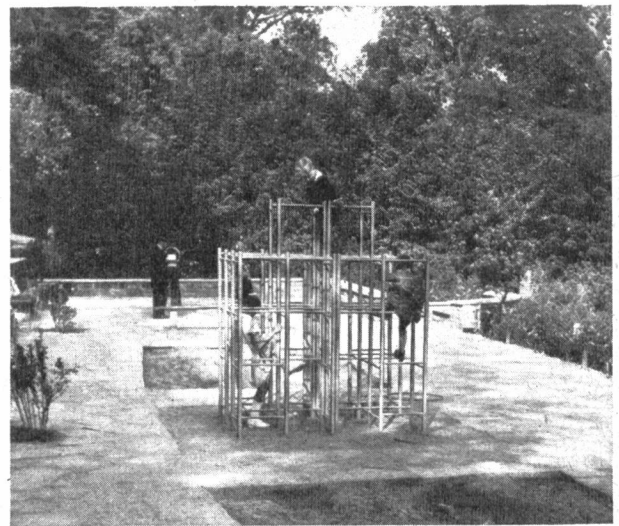


Abb. 5. Basel, Margarethenpark. Terrasse mit Schaukeln, Sandspielplätzen und Kletterturm.

Die körperlichen und geistigen Bedürfnisse sind allgemein bekannt und anerkannt und was in unserer kurzen Zusammenstellung etwa übersehen wurde, kann leicht vom Leser nach seinen Beobachtungen und Erfahrungen ergänzt werden.

Ueber die seelischen Bedürfnisse wurde bisher kaum ernsthaft gesprochen oder geschrieben. Vielleicht könnte der Erzieher und Psychologe oder gar der Psychiater Wertvolles dazu sagen. Wir möchten uns hier mit einem kurzen Hinweis darauf begnügen, dass nach unserer Meinung im Menschen auch seelische Kräfte vorhanden und wirksam sind und gepflegt oder vernachlässigt werden können. In einem schlecht disponierten Garten eines Basler Kinderheims spielten die Kinder oft in unbefriedigender Weise und verfielen gern in allerlei Unarten. Nach einer bewusst durchgeführten Umgestaltung des Gartens wurde das Spiel derselben Kinder ohne besonderes Zutun schöner und geordneter. Es werden an diesem wechselnden Verhalten der spielenden Kinder Milieueinwirkungen auf das Unbewusste erkennbar, für welche wohl Kinder ganz besonders empfindsam sind. Man sollte solche Wirkungen bei der Gestaltung von Grünflächen nicht ausser acht lassen, obwohl hier gleich gesagt werden muss, dass es schwer, vielleicht gar unmöglich ist, für dieses Einwirken auf die seelischen Kräfte bestimmte Normen oder Richtlinien aufzustellen.

Man sollte also bei der Gestaltung öffentlicher Grünflächen die genannten drei Bedürfnisgruppen den Umständen angemessen berücksichtigen. Das ist nicht ganz so einfach; denn die Menschen verschiedenen Alters haben auch in allen drei Gruppen verschiedene Bedürfnisse. Am augenfälligsten tritt dies natürlich bei den Bewegungsbedürfnissen in Erscheinung. Die Fläche eines Fussballfeldes, das 22 Spielern dient, würde genügen zur Anlage von zwei bis drei Kleinkinderspielflächen mit einem Fassungsvermögen von 400 bis 600 Kindern und Begleitpersonen. Reicht für die älteren Schulpflichtigen und die Erwachsenen, welche ihre Spielgeräte meist selbst mitbringen, der blosse Rasen aus, wenn er nur genügend gross ist, so brauchen dagegen die Kinder bis etwa zum 10. bis 12. Altersjahr allerlei Spieleinrichtungen, welche als Bestandteil der Anlage vorhanden sind. Hiermit sind die Spielflächen in England und in den skandinavischen Ländern viel reichhaltiger ausgestattet als die unsrigen. Wir begnügen uns meistens mit vier Elementen, nämlich Sandkiste, Brettschaukel, Kletterturm und eventuell noch Planschbecken. Dort haben sie verschiedenartige Schaukeln und Klettergestelle, Rundläufe, Rutschbahnen, Bauklötze in Backsteinformat und dergleichen mehr.

An den Kinderspielflächen in Deutschland, England und den skandinavischen Ländern kann man oft eine gewisse Nüchternheit feststellen, welche im Gegensatz zum kindlichen Wesen steht. Auf einem rechtwinkligen Platz werden die verschiedenen Spielgeräte verteilt und darum herum ein Drahtgeflechthag gezogen. Solche, meistens auch noch sehr grosse Plätze, begünstigen den Massenbetrieb und damit die lautereren und derberen Kinder. Es

fehlt solchen Plätzen die Atmosphäre des Sich-geborgen-fühlens, auf welche doch sehr viele Kinder, besonders die empfindsameren unter ihnen, angewiesen sind. Man fördert mit den zu gross dimensionierten Anlagen die Vermassung der Stadtbevölkerung vom Kleinkind bis zum Erwachsenen, weshalb z. B. im relativ neuen Vigerslev-Park in Kopenhagen, der über neun Kilometer lang ist, die einzelnen Teile immer in einem angenehmen menschlichen Maßstab gehalten sind und sowohl in ihrer Ausdehnung, wie in ihrem Fassungsvermögen bewusst alle Massierungen vermieden wurden. Die Spielflächen für alle Altersstufen sind über die ganze Länge des Parkes verteilt und man würde dort vergeblich etwa nach den Riesensandspielflächen von mehreren hundert Quadratmetern Grösse suchen, wie sie in älteren Anlagen auch in Deutschland häufig erstellt wurden. Auch hierin wird wieder die Pflege des Seelischen erkennbar.

Es ist hier nicht der Ort, um im einzelnen über die Ausstattung der verschiedenen Spielflächen ausführlicher zu berichten, obwohl es reizvoll wäre, z. B. die Vielseitigkeit der Einrichtungen des Viktoriaparkes in London zu beschreiben, wo eine erstaunliche Menge vorhanden ist, von der «Buschwiese» für Säuglinge bis zum Modellschiffweiher, in dem grauhaarige Männer mit selbst gebastelten Dampfschiffen spielen. Dagegen seien noch einige allgemeine Ueberlegungen beigelegt.

Es scheint uns mit Rücksicht auf die Aesthetik und die Hygiene wichtig zu sein, dass alle Arten von Spielflächen nicht für sich allein nur mit einer Hecke eingefriedigt und mit einer Baumreihe umgeben angelegt werden, sondern dass sie, wenn immer möglich, in einen parkartigen Rahmen einzubetten sind. Wir haben eingangs darauf hingewiesen, wie nur genügend grosse, von waldartigen Gehölzpartien umschlossene Grünflächen eine wirkliche Frischluftreserve behalten können inmitten der durch allerlei Einwirkungen verunreinigten Stadtluft. Je grösser eine Stadt ist, desto bedeutsamer wird für ihre Bewohner die Verbindung der Spiel- und Sportplätze mit einer parkartigen Umgebung, weil nur so die Forderung nach Bewegungsmöglichkeiten in frischer Luft wirklich erfüllbar ist. Es braucht auch wohl kaum bewiesen zu werden, dass der «Spielpark» auch schöner ist, als der bloss mit einem Drahtgeflecht eingezäunte Spielfeld.

Es gibt noch einen weiteren Grund, der gegen die Verzettelung der Grünflächen im Stadtgebiet und für ihre Zusammenfassung in grössere und vielseitiger ausgestattete Parkanlagen spricht. Je grösser eine Grünfläche ist, desto günstiger werden im allgemeinen die Lebensbedingungen für die Vegetation. Im Gegensatz zu England und Skandinavien kann z. B. in unserem Klima die Wärmerückstrahlung von nach Süden gerichteten Fassaden und offenen Strassenflächen schon so stark sein, dass sie für das Wachstum von Gehölzen ein ernsthaftes Hindernis wird. Oder es wird immer wieder in den Strassen für irgend eine technische Einrichtung gegraben und jede solche Grabarbeit hat je nach ihrem Umfang und den Bodenverhältnissen einen

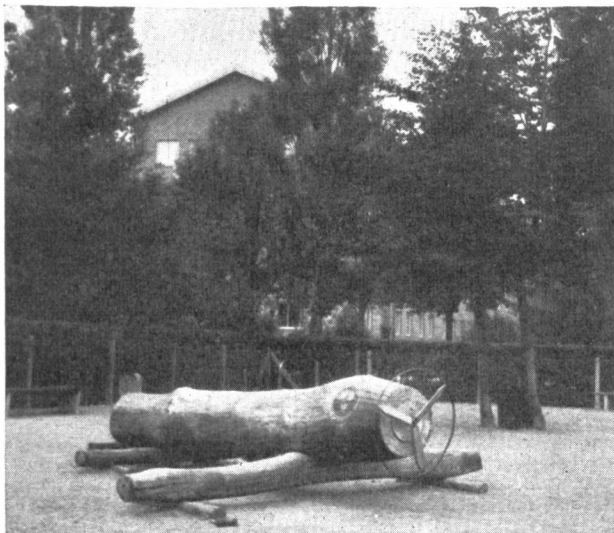


Abb. 6. Malmö, Schweden. Flugzeug aus Baumstrünken auf einem Kinderspielplatz.

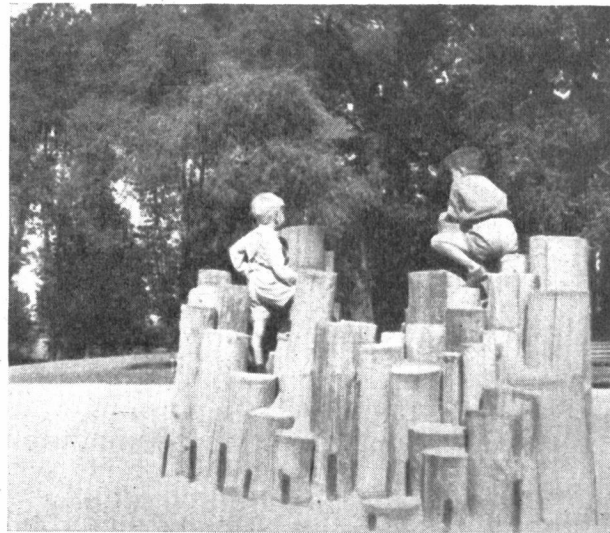


Abb. 7. Stockholm, Schweden. Kletterturm auf einem Spielplatz im Vasapark.



Abb. 8. Göteborg, Schweden. Kleinkinderspielplatz in die Granitfelsen des Terrains eingebaut.

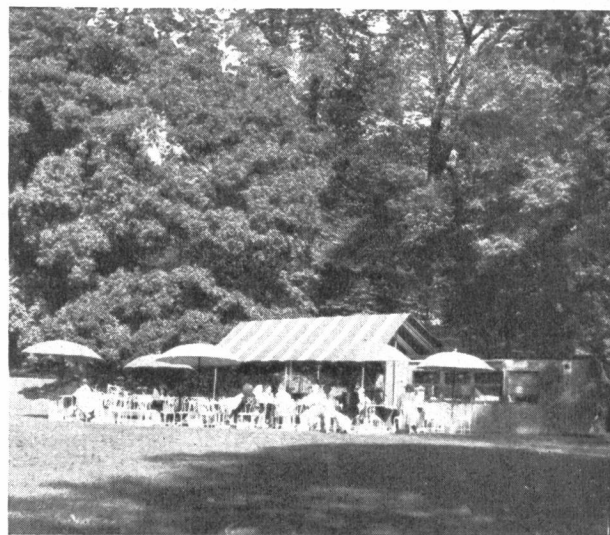


Abb. 9. Stockholm, Schweden. Improvisierter Erfrischungsraum im Humlepark.



Abb. 10. Kopenhagen, Dänemark. Im Faelledpark stehen den Kindern Bauklötze und Bretter zur Verfügung.

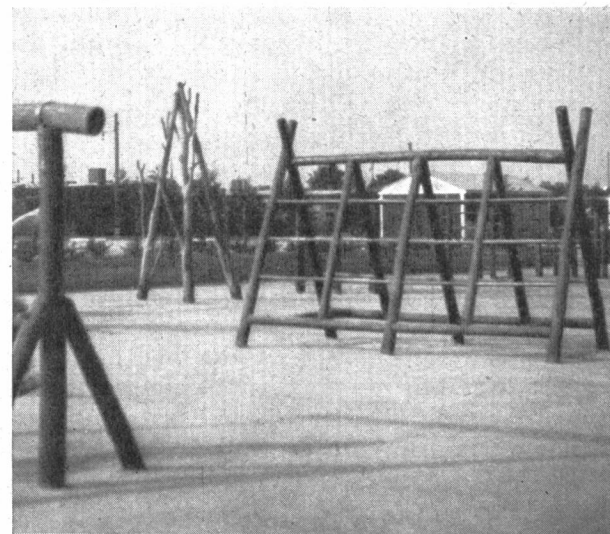


Abb. 11. Kopenhagen, Dänemark. Spielgerät für Kinder in einer Arbeitersiedlung.

mehr oder weniger stark störenden Einfluss auf den Wasserhaushalt der umgebenden Böden. Es ist auffällig, wie im Stadtbild die Pflanzen, welche an trockenen dürrtigen Standorten gedeihen, zahlreicher werden und solche, die eher auf feuchten Boden angewiesen sind, mehr und mehr daraus verschwinden. Oder es entstehen häufig Schäden an Pflanzungen infolge Vergiftung des Bodens durch Gas, das aus undichten Leitungen entweichen konnte. Das sind nur einige wenige, drastische Erschwerungen, denen das Pflanzenleben in der Stadt ausgesetzt ist. Es ist an ihnen ersichtlich, dass die Vegetationsbedingungen in grösseren Grünflächen viel günstiger sind, wo diese und viele andere «antropogene Einflüsse», wie der Wissenschaftler die menschlichen Unarten gegenüber der Pflanzenwelt zu bezeichnen pflegt, viel geringer sind als in den kleinen Anlagen. Nur beiläufig sei darauf hingewiesen, dass auch die Unterhaltskosten, auf die Flächeneinheit umgerechnet, für die grossen Anlagen geringer sind als für die kleinen.

Der bisherigen Verteilung und Gestaltung öffentlicher Grünflächen haftet ein grosser Mangel an, nämlich die räumliche Trennung von Wohnung und Garten. Wer schon einmal die Einheit von Haus und Garten im täglichen Leben geniessen konnte, wird dies sofort bestätigen. Die Benützung einer öffentlichen Grünfläche, auch wenn sie innerhalb der von Dr. Wagner verlangten Distanz liegt, macht jedesmal das Fortgehen von zu Hause notwendig mit allem kleinen Drum und Dran. Man muss sich dazu vielleicht umkleiden, dies und jenes zum Mitnehmen einpacken, sich vergewissern, wie es mit dem Wetter steht usw. Wie ganz anders verhält sich dies alles, wenn der Garten und Spielplatz sozusagen vor der Haustüre liegt. Nun ist dies freilich nur in sehr beschränktem Umfang möglich, da wir schliesslich nicht bloss Villenquartiere erstellen können. Es sind aber in allen Wohnquartieren noch verschiedene unausgenützte Möglichkeiten zu einer, dem menschlichen Leben angemesseneren Bodennutzung vorhanden. Man müsste dabei etwa folgende drei Punkte unterscheiden:

1. Zu jedem Einfamilienhaus gehört ein kleiner Privatgarten, der nach den höchst persönlichen Wünschen der Bewohner im Rahmen der Grundstücksgrosse und des verfügbaren Geldes ausgestattet sein sollte unter Berücksichtigung nachbarrechtlicher Bestimmungen. Es ist falsch, solche Privatgärten zugunsten von ausschliesslichen Gemeinschaftsanlagen zu unterdrücken, wie das gelegentlich in Wohngenossenschaften versucht wird.
2. Den gemeinsamen Bedürfnissen müsste der Strassenraum wieder in viel grösserem Masse dienstbar gemacht werden, ungefähr in der Art der früheren Dorfstrassen, solange der Durchgangsverkehr noch unbedeutend war. In den reinen Wohnstrassen opfern wir dem nicht vorhandenen Verkehr noch zuviel Fläche und Geld. Für den Milchmann und wer da sonst noch gelegentlich vorfährt, braucht man nicht 5 m Fahrbahn und beidseitige Trottoirs. Der gesamte Verkehr

könnte von der Fahrbahn aufgenommen werden, welche gerade so breit sein müsste, dass sie das Kreuzen von zwei Fahrzeugen ermöglicht. An Stelle der Trottoire und Vorgärten wären Grashänder in derselben Ebene mit der Fahrbahn anzulegen, welche zusammen genügend Platz bieten würden für Kinderspiele, welche keine besonderen Einrichtungen erfordern. Da und dort ein Baum und einige Sträucher könnten die Strasse gliedern und ihr Bild bereichern, wobei das Zuviel an gärtnerischer Detailarbeit genau so sorgfältig vermieden werden müsste wie das Zuwenig. In solchen Strassen wäre ein Gemeinschaftsleben von Jung und Alt wieder denkbar und möglich, wie es unsere älteren Zeitgenossen noch von den Strassen unserer Städte vor der Ausbreitung des Autos in Erinnerung haben oder wie es jetzt noch in Ortschaften abseits vom Durchgangsverkehr beobachtet werden kann.

3. Alle übrigen Ansprüche, zu deren Befriedigung entweder grosse Flächen oder besondere Einrichtungen notwendig sind, sollten in grossen öffentlichen Spielparkanlagen angemessene Berücksichtigung finden.

In der Siedlungsausstellung, welche zurzeit in verschiedenen Städten gezeigt wird, ist unter den zahlreichen Beispielen nur ein einziges, aus dem eine differenzierte Bodennutzung im vorstehenden Sinne erkennbar ist, nämlich die Siedlung «Brendi» in Wattwil. Die meisten übrigen haben ihr Terrain einfach in Privatparzellen aufgeteilt. Ferner sei als ausländisches Beispiel die Wohnkolonie «Friluftstaden» in Malmö genannt, in der ebenfalls ein interessanter Versuch unternommen wurde, die Bodennutzung nach individuellen und Familienbedürfnissen einerseits und gemeinschaftlichen Bedürfnissen anderseits zu gliedern.

Den Planer mag es vielleicht enttäuschen, dass ihm in diesen Ausführungen wenig statistisches Material und sozusagen keine Unterlagen und Normen für die Grösse und Gestaltung öffentlicher Grünanlagen geboten wurden. Nach unserer Meinung ist dies nicht möglich, teils, weil die Ansprüche der Stadtbevölkerung allerlei Wandlungen, wenn man so sagen will, Modeströmungen unterworfen sind, teils aber auch, weil die Grünflächen ihrer Natur nach mehr als alle andern menschlichen Werke dem ewigen Gesetz des Werdens und Vergehens unterstehen. Sie sind ein Stück Natur, von den Menschen oft verdorben und verschandelt, für ihre Begierde zurechtgestutzt und ihren Launen ausgesetzt. Man kann mit der Natur vielerlei Verantwortbares und Dummes anstellen, aber ohne sie ist unser Menschenleben nichts. Das verpflichtet den für lange Zeiträume Planenden, in jeglicher Form so viel von der Natur als nur immer möglich zu schützen und zu erhalten. Die Nutzung im einzelnen festzulegen, ist Kleinarbeit, die von Fall zu Fall und immer wieder neu geleistet werden muss. Mögen wir dabei aus den Unzulänglichkeiten unserer Vorgänger lernen.